

Kreative Fülle, traditionell ungewohnt

Neue Schweizer Volksmusik in der «Stubete am See» in Zürich

Felix Michel · Wenn sich in den sonst eher reservierten Tonhalle-Applaus Juchzer mischen und vor den Garderobetheken nicht Herren in Anzug und Krawatte auf die Mäntel ihrer Gattinnen warten, sondern Männer mit roten Westen und goldenen kleinen Kellen am Ohr zäuerlen und ruggüserlen, dass es eine Art hat – dann kann dies nur eines heissen: In Zürich findet die «Stubete am See» statt. Und da neben der Tonhalle auch das Bauschänzli zu den Schauplätzen des Festivals gehört, kommt es eben vor, dass das Bergwaldchörli Enggenhütten unterwegs zwischen zwei Auftritten noch einmal kurz die Hände in die Hosentaschen steckt und anstimmt.

Tanz, Witz, Zauber und Kunst

Aber auch getanzt wurde: im Volkstanz-Crashkurs, natürlich am Vorabend beim Stubete-Ball und während der Konzerte sowieso; sogar, wenn die Schänner Blech-Füfermusik im Fünfviertelakt aufspielte: Gewitzt mischt sie Musik aus den 100 Jahren, die seit der Zeit ihrer Vorläufer aus Schanis vergangen sind, in die Arrangements, so dass zum Beispiel ein deutscher Schlager aus den 1920er Jahren zusammen mit einem berühmten Jazz-Hit aus den 1950ern das Stück «Nimm fünf bi de Holzauktion» ergibt – weder ein Rheinländer noch ein Schottisch, eher wohl ein «Kalifornisch».

Getanzt wurde auch im Kinderprogramm: zuerst in der Handlung eines feinen Märchenmelodrams, wo der Tanz zur Versöhnung (und mehr) führt; danach mit dem jungen Publikum, «damit man wieder sitzen mag». Zu tanzen schien einem schliesslich auch der eigene Kopf, so reichhaltig war das Stubete-Angebot.

Diese musikalische Qualitätsdichte belebte offenbar auch die Kreativität der Musiker, was sich in mancher Uraufführung niederschlug: So hat Marco Stühlinger seinem Mitklarinettisten in der Formation Momoll, Juan Armas Pizzani, ein veritables Konzertstück auf den Leib geschrieben – mit obligatem



Ungewohnte Garderoben in der Tonhalle Zürich an der «Stubete am See».

ASCHI MEYER

Ensemblesatz, virtuosen Kadenz und wohlbekanntes Volksliedthemen. Und Tommaso Huber aus Wien bot im diesjährigen Auftragswerk, seinen knapp einstündigen «Alpinen Metamorphosen», ein Ländlerorchester auf, in dem sich Wien und Appenzell, Tonhalle und Opernhaus zusammenschlossen.

Hitziges im Vestibül

Zart Verträumtes begegnete da feinem Witz; zauberhaft in einer durchkomponierten kleinen Tanzsuite, vielleicht eine Spur weniger glücklich gegen das Ende hin, das zu erreichen einiger Orgelpunkte, Paukenschläge, Mollsub-

dominanten sowie eines lydischen Posannensrufs bedurfte.

In andere Beiträge schlich sich bisweilen gar etwas amerikanischer Zuckerguss – aber warum maliziös sein bei einem Festival, das gerade dank seiner undogmatischen Art Glanzlichter ermöglichte wie den Auftritt der Akkordeonistin Viviane Chassot, die Haydns e-Moll-Klaversonate Hob. XVI:34 schlicht hinreissend spielte: atmend die Phrasen, plastisch die Formen, beseelt jede Note. Auch zu einem anderen Höhepunkt trugen Akkordeon-Töne bei, als Curdin Janett und sein Bruder Domenic (Klarinette) Distanz, Ernst und Abenteuerlust sachte verwoben.

Am heissesten zu ging es im Tonhallen-Vestibül – nicht erst, als beim Auftritt des Berner «Traktorkestar» Gehörschutzpfropfen verteilt wurden. Da begeisterten die formidablen Geschwister Küng nicht weniger als Maria Gehrig und ihr Quartett mit den Muotataler Tänzen, die Gehrig neben ihrem Violinstudium ediert hat. Spätestens beim «Wildbrätler» kochte das Publikum; erst recht, als später Christoph Pfändler mit seinen Mitstreiterinnen gar das eine oder andere Heavy-Metal-Stück hochmusikalisch durch den Fleischwolf – pardon: durch sein Hackbrett – drehte.

Tonhalle und Bauschänzli, 6. und 7. September.

Ländlermekka Zürich

Zwei junge Zürcherinnen gehen den Ursprüngen verschiedener Schweiz-Klischees auf den Grund

Nicht überall, wo Ländler draufsteht, ist Land drin. So wie die lüpfige Musik sind auch andere Schweizer Traditionen in Zürich populär geworden. Dies führt eine neue Publikation anschaulich aus.

Natalie Avanzino

Am Wochenende fand in der Zürcher Tonhalle und im nahe gelegenen Bauschänzli die «Stubete am See» statt, ein Anlass, der seit 2008 alle zwei Jahre durchgeführt wird. Die zahlreichen Besucher erwarteten 44 Konzerte, verteilt auf vier Bühnen. Der anhaltende Erfolg der «Stubete am See» bestätigt: Ländlermusik ist im Trend.

Dass die lüpfige Musik ihren Ursprung aber nicht im Alpenraum hat, sondern wesentlich vom städtischen Zürich geprägt wurde, ist selbst für viele Ländleraffine ein Novum. Die Historikerin Dorothe Zimmermann und die Gestalterin Madlaina Janett haben sich vor einiger Zeit auf die Suche nach den Wurzeln der Ländlermusik und anderer Schweizer Traditionen gemacht. Entstanden ist «Ländlerstadt Züri. Alpen, Tracht und Volksmusik in der Limmatstadt», ein unterhaltsames Buch, das ein spannendes Stück Mentalitätsgeschichte bietet.

Ausdruck nationaler Einheit

Spuren der Ländlermusik fanden die beiden Zürcherinnen im Niederdorf. In den 1920er und 1930er Jahren war das Quartier das Ländlermekka der Schweiz. In Zürich wohnhafte Musiker

kreierten den Sound, der heute als Ländlermusik wahrgenommen wird. Im Mittelpunkt der Zürcher Volksmusikszene stand beispielsweise der Schwyzer Joseph Stocker (1889–1949), der dafür sorgte, dass die Limmatstadt über dreissig Jahre lang das Schweizer Epizentrum der Ländlermusik war. Er soll selbst eher ein durchschnittlicher Klarinetist gewesen sein, aber dafür ein umso umtriebiger Organisator und Vermarkter, wie die 29-jährige Janett berichtet. So setzte er konsequent seinen Nachnamen vor den Vornamen und betonte damit als «Stocker Sepp» seine ländlich-bäuerliche Herkunft. Er war aber nicht der einzige Ländlerkönig: Bekannt sind beispielsweise auch Kasi Geisser (1899–1943) und Jost Ribary (1910–1971), die in Lokalen wie der heute noch existierenden Bierhalle Wolf im Niederdorf spielten.

In den Zwischenkriegsjahren und in den Jahren des Zweiten Weltkriegs wurde die Ländlermusik schweizweit populär. Auch Innerschweizer Musiker kamen in die Stadt, wenn sie den «Zürcher Sound» hören wollten, wie Janett erläutert, die selbst als Musikerin bei Fränzli da Tschlin und anderen Formationen in der Schweizer Volksmusikszene unterwegs ist.

Der Sprung zum unverrückbaren Nationalmythos gelang der Ländlermusik schliesslich an der Landesausstellung 1939 in Zürich, wo sie zum Ausdruck nationaler Einheit emporstilisiert wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg allerdings war der Siegeszug der volkstümlichen Musik mit der Öffnung der Märkte für internationale Unterhaltungsmusik beendet. «Das Publikum war der Beschwörung der Heimat überdrüssig und wollte neue Musik hören», so die 32-jäh-

rige Zimmermann. «Erst in den letzten zehn Jahren erlebt der Ländler einen neuen Höhenflug, der über eine enge Fangemeinde hinausgeht.»

Identitätsstiftende Alpen

Volksmusik, hölzerne Chalets und Heidi: Schweiz-Klischees, die an eine heile Bergwelt denken lassen. Die Vorstellung, dass die Alpen eine identitätsbildende Landschaft sind, entstand im achtzehnten Jahrhundert. Im Mittelalter galten sie noch als «locus horribilis», also als schrecklicher Ort. Viele glaubten, dass in den Bergen Hexen und Dämonen lebten, entsprechend wurden sie von einem grossen Teil der Bevölkerung gemieden.

Erst das naturwissenschaftliche Erkenntnisinteresse der Aufklärung und die idealisierte Vorstellung der Natur in der Zeit der Romantik weckten die Faszination für die Alpen in breiten Kreisen und veränderten deren Wahrnehmung nachhaltig. Die verbreitete Alpenbegeisterung des neunzehnten Jahrhunderts war schliesslich eine Folge der Industrialisierung. Zahlreiche Menschen strömten in die Städte, um in den neu entstandenen Industriebetrieben zu arbeiten. Das «gesunde und bescheidene Leben in den Bergen» wurde zunehmend idealisiert. Die Menschen begannen die Natur als Gegenpol zu den Industriestädten zu schätzen.

Mit der Alpen-Euphorie entstand auch der Mythos des «Chalets» als typisches Schweizerhaus. Davon zeugen in Zürich ländlich anmutende Bauten wie etwa die Bergstation der 1889 in Betrieb genommenen Polybahn (früher Zürichberg-Bahn). Ein weiteres augenfälliges Beispiel für den alpinen Baustil mitten

in Zürich ist die ebenfalls heute noch stehende öffentliche Toilette in bäuerlichem Riegelhausstil am Bürkliplatz. Bewusst seien bei diesen Bauten Wertvorstellungen durch Architektur transportiert worden, befinden die beiden Autorinnen in ihrer Publikation.

Dass die populäre Romanfigur Heidi in Zürich erfunden wurde, ist kein Geheimnis. Ihre Autorin, Johanna Spyri (1827–1901), war als Mädchen von der ländlichen Vorortgemeinde Hirzel nach Zürich gezogen und lebte später als Frau des Stadtschreibers im Stadthaus. Das vorwiegend von Tagelöhnern bewohnte Kratzquartier, das vom heutigen Bauschänzli bis zur Fraumünsterpost reichte, befand sich zu diesem Zeitpunkt in einem gewaltigen Umbruch: Die schäbigen Unterkünfte wurden niedergerissen, und die Prachtbauten am Limmatufer entstanden. Inmitten dieser intensiven Bautätigkeit schrieb Spyri die Geschichten vom Bergkind Heidi, das vor lauter Heimweh nach den Bergen krank wird.

Traditionen reflektieren

«Natürlich gibt es auch Traditionenwerte, die ihre Wurzeln nicht in Zürich haben, wie etwa Wilhelm Tell und das Rütli», erläutert Zimmermann. «Wir haben uns bewusst auf Zürich beschränkt.» Mit ihrem Buch wollen die beiden jungen Frauen indes aber nicht Schweizer Traditionen umstossen, sondern einen bedachten Umgang mit ihnen aufzeigen und so bei den Lesern Aha-Momente auslösen. Es ist ihnen gelungen.

Janett, Madlaina, Zimmermann, Dorothe: Ländlerstadt Züri. Alpen, Tracht und Volksmusik in der Limmatstadt. Elster-Verlag, Zürich 2014. 160 S.

Demokratischer Klangkörper

Projektorchester Spira mirabilis

Thomas Schacher · Die Funktion des Dirigenten, wie wir sie heute kennen, ist eine Erfindung des 19. Jahrhunderts. In früheren Zeiten war es jeweils der Konzertmeister, also der erste Geiger, oder der Cembalist, der die musikalische Aufführung leitete.

Das Orchester Spira mirabilis jedoch verzichtet nicht nur auf einen Dirigenten, sondern geht noch einen Schritt weiter: Es pflegt eine Spielkultur des demokratischen Konsenses ohne jede Leitfigur. Vor jedem Projekt treffen sich die jungen Berufsmusiker, die aus ganz Europa stammen, im italienischen Städtchen Formigine, um jeweils ein einziges Werk intensiv kennenzulernen und sich gemeinsam eine Interpretation zu erarbeiten.

Das Resultat solcher Arbeit führte Spira mirabilis am Sonntag mit Beethovens Violinkonzert in Wetzikon vor. Während bei «normalen» Orchestern Name und Bild des Solisten werbewirksam als Lockvogel eingesetzt werden, kommt der Solistennaume auf dem Flyer, der für die Aufführung an der Rudolf-Steiner-Schule wirbt, der Solistennaume nicht einmal vor.

Die Solistin steht dann beim Konzert nicht an der Rampe, sondern integriert sich in die vordere Reihe der Orchestermitglieder, die ebenfalls stehend spielen. Bei der Interpretation tritt La Solista nicht als Anführerin hervor, sondern wird gleichsam von den Wellen des Orchesters getragen. Ist dies nun also Ausdruck reiner Gleichberechtigung?

Doch nicht ganz. Wenn man genau hinsieht, bemerkt man auch bei diesem demokratischen Orchester hierarchische Strukturen. Die Stimmführerin der Celli tritt klar als Drahtzieherin des musikalischen Geschehens auf. Der Konzertmeister hält sich spürbar zurück, gibt aber dennoch Impulse. Und bei den Bläsern ist es der erste Oboist, der die Fäden in der Hand hält.

In der Praxis funktioniert dieses System erstaunlich gut, das Zusammenspiel klappt bis auf wenige Ausnahmen bestens. Und das eindrücklichste Phänomen: Alle Musiker spielen mit hellwachen Augen und Ohren und reagieren blitzschnell auf die Inputs der Kolleginnen und Kollegen oder der Solisten. Gegen Schluss des zweiten Satzes beispielsweise geht diese dynamisch an den Rand des Hörbaren zurück, und das ganze Orchester macht diesen Reduktionsprozess mit.

Zum Markenzeichen des Projektorchesters Spira mirabilis gehört auch, dass sich die Musikerinnen und Musiker nach dem Konzert mit dem Publikum zusammensetzen und Auskunft über ihr singuläres künstlerisches Unternehmen geben. Wie man dabei erfährt, funktioniert das Modell nur dank einem grossen Idealismus. Das Geld verdient man in den normalen Orchestern und durch Unterricht.

Wetzikon, Rudolf-Steiner-Schule, 7. September.

JETZT

Film

Applaus im **Filmpodium** nach der jüngsten Vorführung von «I'm No Angel», der seinen Sex-Appeal auch achtzig Jahre später nicht verloren hat dank der lasziven Lässigkeit der unvergleichlichen **Mae West**. Die Gerichtsszene, in der ihre Löwenbändigerin Tira die Befragung der Zeugen gleich selber vornimmt, dürfte die lustigste der amerikanischen Filmgeschichte sein. Wie denn auch dieser von Wesley Ruggles inszenierte Film in der superben Reihe **Pre-Code Hollywood** illustriert, dass Tinseltown wohl kaum je besser war als in diesem Jahr 1933. Noch einmal zu sehen! *che*.

Zürich, Filmpodium (Nüscherstr. 11). 12. 9., 18.15 h.